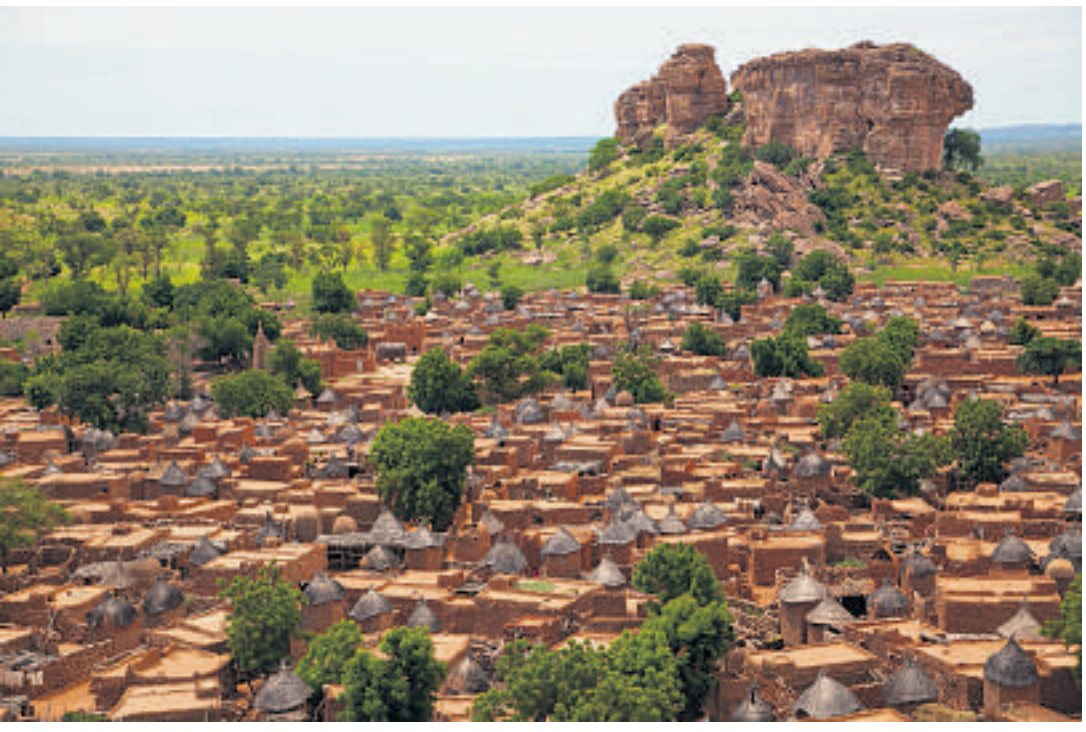
Maskentänze spielen immer noch eine wichtige Rolle in der Dogon-Kultur – nicht nur für Touristen.

Wie ihre Vorgänger, die Tellem, bauten auch die Dogon ihre Häuser in die Felsen hinein.

Drei alte Herren interpretieren die Spuren, die der Fuchs auf seinem «Tisch» hinterlassen hat.



Mit 15 000 Einwohnern ist Songho eine der grössten Gemeinden des Dogon-Landes. BILDER P. POLDER / © PRO LITTERIS

Fortsetzung von Seite 65

Fünf Minuten Süsse

dabei natürlich Spuren, die dann wiederum von drei alten Herren gelesen werden können. Wer die drei Graubärte bei der Arbeit sieht und ihre Diskussionen beobachtet, fühlt sich an Kunsthistoriker erinnert, die die Echtheit eines Rembrandt debattieren. Im Unterschied zu den meisten Rembrandt-Experten aber hat sich das Orakel noch nie getäuscht – laut Draman Traoré jedenfalls nicht, der als Führer im Dogon-Land tätig ist.

Vielleicht sehen diese Kinder in uns eine Art Fetisch, dessen Berührung Glück bringt. Dass sie uns dabei schnell einmal ihre Krankheiten übertragen, hat seine Richtigkeit: Wenn wir schon sonst nichts mit ihnen teilen, dann wenigstens ein paar Viren und Würmer. Trotzdem würden wir uns jetzt gerne mit einem aseptischen Tüchlein in unsere eigene Welt zurückreiben – beim Gedanken daran fällt eine weitere Kinderhand von uns ab.

Die Islamisierung der Dogon hat, auch wenn sie vielleicht nur teilweise gelang, immerhin dazu geführt, dass in einzelnen Familien die rituellen Gegenstände so weit an Bedeutung verloren, dass sie an Fremde verkauft werden konnten. So wanderten und wandern auch heute noch zahlreiche Masken und Skulpturen, Speichertüren und geschnitzte Schlösser nach Europa oder Nordamerika ab, wo mit ihnen mehr Geld gemacht wird, als sich das die Dogon-Verkäufer je vorstellen konnten. Denn die Kunst aus dem «Pays Dogon» ist begehrt, auch weil jedes Dorf seinen eigenen Stil hervorgebracht hat und man so eine ausgeklügelte Kennerschaft entwickeln kann.

Der Gott des Wassers

Fünf Kinder hängen noch an unseren Händen, fünf kleine Zeitgenossen. Aber sind es auch tatsächlich Genossen in der Zeit? Natürlich – wir leben alle unter demselben Himmel. Und doch legt unser Blick etwas zwischen sie und uns, das vielleicht ein Gitter ist oder eine Scheibe, vielleicht auch ein Querstrich. Sie / wir. Wäre dieser Querstrich nicht da, müssten wir Alarm schlagen, müssten wir der offensichtlichen Ungerechtigkeit wenigstens unsere Aufregung darüber entgegenhalten, die Unbeholfenheit unserer Gesten des Ausgleichs. Doch wir bleiben cool und tun so, als wäre alles, wie es sein soll. Um sicher zu sein, streichen wir über den Querstrich – und streifen dabei ein weiteres Händchen von uns ab.

Der erste Europäer, der die Mythen der Dogon eingehend erforschte, ihre Rituale und Vorstellungen beschrieb sowie zahlreiche Stücke ausser Landes schaffte, war der französische Ethnologe Marcel Griaule, dessen Dogon-Buch «Dieu d'Eau» 1948 gar zum Besteller avancierte. Das Haus in Sangha, in dem Griaule wohnte und seine Schätze hortete, ist nun ein Hotel mit eigener Togu-na und eleganter Bar. Heute würde sich dem Franzosen hier auf jeden Fall der Bürgermeister der Stadt entgegenstellen. Er heisst Ali Bolo, ist überzeugter Animist und nimmt kein Blatt vor den Mund. Die Stücke aus der Dogon-Ausstellung, die er bereits an ihrer ersten Station im Pariser Musée du Quai Branly sah, wären seiner Meinung nach im Land selbst weit besser aufgehoben. Viele der Objekte seien gestohlen, behauptet Bolo, und manches Stück in der Ausstellung bewusst falsch deklariert, «um die Herkunft zu verschleiern – als Dogon aber weiss man immer, woher die Sachen stammen». Was davon zu halten ist, können wir nicht beurteilen. Dass Hélène Leloup, die Kuratorin der Ausstellung, als langjährige Händlerin von Dogon-Kunst verschiedene Interessen hat, ist anzunehmen. Immerhin hat man in Bonn versucht, die Stücke nicht nur (wie in Paris) als reines Kunstspektakel vorzuführen, sondern sie durch kritische Kapitel zur Kolonialgeschichte oder zur Problematik des Kunstraubs in einen erweiterten Kontext zu rücken.

Mit dem Geld, das unsere Reise ins Dogon-Land kostet, könnte man die Kinder eines ganzen Clans gegen Typhus und Tollwut impfen. Der ökologische Footprint umgekehrt, den wir auf dem Planeten hinterlassen, würde ein halbes Dorf in den Boden stampfen. Wie können wir rechtfertigen, dass wir dergestalt Mittel verschwenden? Wir können nicht, uns schaudert, dabei werfen wir ein weiteres Händchen ab.

Allen Gesetzen zum Trotz verschwinden auch heute noch immer wieder antike Stücke aus dem Dogon-Land, um auf europäischen Märkten wieder aufzutauchen. Um weitere Verluste zu verhindern, setzen Organisationen wie die von Deutschland getragene MCB ganz auf Aufklärung. Um den Dorfbewohnern einen Sinn für den Wert ihrer alten Kultgegenstände zu vermitteln, wurden in einzelnen Gemeinden wie Soroly oder Enndé kleine Museen gegründet, ausserdem werden zum Beispiel in Banani-Amou die alten Häuser und Guinas renoviert. Ein Ziel ist es auch, möglichst viele der wertvollen Familien-Stücke zu registrieren.

Noch drei kleine Kinder hängen an uns. Vielleicht wäre es besser, Afrika wäre bloss ein Bild – in einem Bild könnte man das Elend viel leichter hinter der Schönheit verstecken, die hier überall ist. Allerdings lässt sich mit einem blossen Afrika-Bild kein Geld machen – und der Westen macht bis heute viel Geld mit dem ärmsten Kontinent der Welt. Natürlich sind wir nicht verantwortlich für die Situation hier, nicht direkt und nicht persönlich auf jeden Fall. Allerdings wäre es uns noch lieber, die Menschen wären etwas deutlicher selber schuld an ihrer Armut – ein Kind sieht das ein und lässt sofort unseren Finger los.

Die Aufklärung der Bevölkerung, die seit etwa zwanzig Jahren konsequent betrieben wird, trägt Früchte – die meisten Familien wissen heute, dass die Objekte aus ihren Guinas Teil eines kulturellen Erbes sind, das es zu bewahren gilt, egal, ob sie noch an deren Zaubermacht glauben oder nicht. Solange die Not nicht allzu gross ist, sind die Objekte deshalb ziemlich sicher – wenn jedoch zum Beispiel eine Dürreperiode das Land befällt und der Hunger allzu arg an den Magennerven zerrt, dann verändert das die Situation. Der Denkmalschutz hängt im Dogon-Land deshalb direkt mit der Frage der Ernährungssicherung zusammen. Oder, um es mit den Worten des Entwicklungshelfers Moussa Ben Issak Diallo zu sagen: «Ohne Ernährungssicherheit gibt es keine Kultur.» Deshalb setzen sich Organisationen wie die MCB oder die Initiative IPRO-DB auch in erster Linie für die Verbesserung der Lebenssituation in den Dörfern ein: Sie bauen kleine Staudämme, mit deren Hilfe sich die Landschaft bis in die Trockenzeit hinein bewirtschaften lässt – oder sie befestigen die Pisten, damit die Dörfer in der Regenzeit nicht mehr völlig isoliert werden.

Die rote Zone

Unglücklich wirken sie nicht, die zwei Kinder, die da mit uns an der Hand auf dem Dorfplatz stehen. Ja, wenn wir die Kamera auf sie richten, dann strahlen sie, als hingen sie bereits als Kalenderblatt über dem Schreibtisch einer Kinderärztin. Das geradlinige Leben zwischen Hirsefeld und Lehmhütte scheint sie auf jeden Fall nicht trübsinnig zu machen. Vielleicht haben wir wieder alles falsch verstanden. Vielleicht sind wir es, die Hilfe brauchen. Wir seufzen wohlig, und dabei fällt das vorletzte Händchen ab.

Für die Bewohner des Dogon-Landes wäre der Tourismus eine Möglichkeit, zu etwas Geld zu kommen. Vor drei Jahren aber hat Frankreich das «Pays Dogon» zur «Zone rouge» erklärt – aus welchen Gründen auch immer. Seither besuchen nur noch wenige Europäer das Land. Doch die touristischen Möglichkeiten sind ohnehin beschränkt – nur schon wegen der mangelnden Infrastruktur. Ausserdem kann man nicht unabhängig durchs Dogon-Land reisen. Es gibt so viele Regeln in dieser animistischen Welt und so viele Zonen, die man nicht oder nur unter bestimmten Bedingungen betreten darf – ohne Schuhe, ohne Kleider, nur als Mann, nur als Frau, nur nach einem bestimmten Ritual oder gar nicht. Schilder gibt es keine, nur Steine und Zweige markieren den Übergang von einem Bereich zum nächsten. Einzig die Dogon selbst kennen die Geografie der Verbotszonen ihres Landes – und nur unter ihrer Führung darf man es betreten. Das schreckt gerade jene Individualtouristen ab, die dieses Land überhaupt aufnehmen könnte. Anderseits ist es aber gerade auch diese Authentizität, die fasziniert.

Das letzte Bonbon

Vielleicht sollten wir den Spiess einfach einmal umkehren – jetzt, wo wir nur noch ein Kind an uns haben. Statt auf sein Elend zu fokussieren, könnten wir ihm von unseren Problemen erzählen – etwa von der Schwierigkeit, in den Sommermonaten in Zürich Austern zu bekommen. Himmel. Als hätten wir keine wirklichen Sorgen. Auf eigentümliche Weise nimmt man sich selbst nicht ganz ernst, wenn man durch die Armenstuben der Welt reist. Es ist, als sei man nicht ganz da, nicht ganz voll. Vielleicht ist auch das ein Versuch, sich ein wenig zu entziehen. Aber wenn man selbst nicht ganz vorhanden ist, wie nimmt man dann sein Gegenüber wahr? Besser ist's, wir denken gar nicht darüber nach. Dem letzten Kind schliesslich geben wir unser letztes Bonbon. Wir werden damit die Welt nicht verändern. Aber immerhin, es lässt unseren Finger los – und wer weiss schon, was fünf Minuten Süsse in einem Kindermund bewirken.

GROSSE DOGON-AUSSTELLUNG IN BONN

her. · Die Ausstellung «Dogon – Weltkulturerbe aus Afrika» in der Bundeskunsthalle Bonn (bis 22. Januar 2012) präsentiert mehr als 270 Skulpturen, Masken und Alltagsobjekte aus öffentlichen wie privaten Sammlungen. Die Schau will den Besucher für die ästhetischen Qualitäten der Dogon-Kunst (insbesondere der Textilien und Masken) sensibilisieren und macht ihn mit den Mythen und Glaubensvorstellungen des Volkes bekannt. Der Katalog (€ 39.–) ist ganz auf die Kunstschätze der Dogon ausgerichtet – in der Ausstellung aber kommen auch problematische Aspekte wie etwa der illegale Handel mit Kunst aus Afrika zur Sprache.